



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Kunstliteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Kunstliteratur



ischers vielbändige berühmte 1846 bis 1857 erschienene Ästhetik ist das einzige Werk dieses Titels, aus dem sich etwas über die bildende Kunst lernen läßt, alle andern sind von Philosophen für ganz andre Zwecke geschrieben worden. Aber auch Bischers Werk war für die meisten selbst ernstesten Leser viel zu schwer, namentlich in seinen ersten beiden Teilen, die die philosophische Grundlage, das Naturschöne und die Phantasie, behandeln, und es dürfte heute mit Ausnahme solcher, die wieder eine Ästhetik schreiben wollen, nur außerordentlich wenig Menschen geben, die in diesen beiden Teilen auch nur hin und her gelesen haben. Mit so schweren Brocken durfte aber der geistvolle Mann seinen Zuhörern am Stuttgarter Polytechnikum nicht kommen, und für sie fand er daher in vieljähriger Vorlesungspraxis eine besonders glückliche Art, über Kunst zu belehren, ohne den Wortvorrat der Philosophen ganz in Anspruch zu nehmen. Weil im Wesen und in der Wirkung der Kunst so vieles unmeßbar und unbestimmbar, mehr zu empfinden, als mit Worten zu beweisen ist, so thut anstatt der dogmatisirenden Verschleierung der Philosophen eine einfachere Besprechung, die die Grenzen ihrer Fähigkeit erkennt und auch bekennt, doppelt not, und wenn diese zugleich noch unterhaltend und anregend ist, so sind alle billigen Wünsche erfüllt. Bischer hat dies alles, wie kein anderer, geleistet in seinen Vorlesungen über Kunstlehre (die ja nicht mit Kunstgeschichte verwechselt werden darf), das sieht man aus dem Buche, das sein Sohn, der Göttinger Kunsthistoriker, nach Hefen von Zuhörern des Vaters kürzlich herausgegeben hat unter dem Titel: Das Schöne und die Kunst, zur Einführung in die Ästhetik, Vorträge von Friedrich Theodor Bischer (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Dem Inhalte nach entspricht es den zwei ersten Teilen des frühern Werkes, dessen dritter, die einzelnen Künste behandelnder demnächst wieder in einer neuen Auflage bei Cotta zu haben sein wird; hier weichen die Vorlesungen nicht so sehr von dem ältern Werke ab, daß ihr Druck notwendig wäre.

Diese neue, handliche Psychologie des Schönen wird nun hoffentlich ihre klaren und leicht verständlichen Gedanken überall verbreiten, wo es Menschen giebt, die gern über Kunst nachdenken mögen, ohne gleich mit dem Urtheil fertig

zu sein. Sobald wir auf das Gebiet der Seeleneindrücke geraten, läßt sich auf die wenigsten Fragen eine bestimmte Antwort geben, aber „die Ästhetik ist darum doch nicht nichts.“ Denn „wie verschieden sind die Wirkungen der Baumarten, der Tanne, der Buche, der knorrigen Eiche, der gelappten, der gefiederten, der buchtigen Blätter. Daß sich die Seele mit dem Hohen streckt, mit dem Hellten freut, mit dem Finstern verfinstert, mit dem Gelben erwärmt, mit dem Blauen kühlt, das wenigstens wissen wir; es ist eine helldunkle, nicht ganz zu durchlichtende Welt, aber wir haben den Weg in sie gefunden.“ An einer andern Stelle spricht Vischer über das nicht mehr Meßbare. Die Seele kann sich einfühlend in einen Kreis, ein Quadrat, sie kann in der kahlsten Geometrie Eindrücke der Wohlgefälligkeit erfahren. „Bloße Formen sind also ästhetisch wirksam, sofern sie Niederschläge verborgener innern Lebens sind oder als solche aufgefaßt werden.“ Aber dann „überflutet und durchbricht dies innere Leben seine meßbaren Grenzen und geht so ganz ins Unmeßbare hinaus.“ Dies mögen Beispiele theoretischer Erörterungen sein, die bei andern länger, aber darum doch nicht erschöpfender zu sein pflegen. Den klugen, schnellen Witz macht ihm vollends keiner nach. Blumendüfte affizieren nicht nur sinnlich, sondern auch geistig. Man kann Blumen malen, aber keine Düfte, sie sollen darum auch nicht „unmittelbar in Funktion treten,“ wie man z. B. in Paris bei Gretchens Himmelfahrt in Gounods Faust Wohlgerüche über das Proszenium verbreitet. „Das ist grobsinnlich. Mephisto würde sagen: gut, was wollt ihr aber thun, wenn ich auftrete?“ Vischer schrieb kein Heft, sondern machte nur eine sorgfältige Disposition für jede Vorlesung und sprach dann frei. Daher kommt dieser ungemein frische, natürliche Zug, in dem uns alles vorgetragen wird. Er hatte auch nicht gern, wenn seine Zuhörer nachschrieben, sie sollten ihn ansehen und mit ihm denken. „Eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe.“ Aber daß sie als „Lese“ einen großen Eindruck machen kann, davon wird sich jeder leicht überzeugen.

Von der Wiedergeburt deutscher Kunst, Grundsätze und Vorschläge von Dr. Siegmund Schulze, Privatdozent (Berlin, Karl Duncker), ist der vielverheißende Titel eines Heftchens, das unter lauter ebenso klangvollen Überschriften kleine Abschnitte ganz allgemeiner Tiraden mit den bekannten Schlagwörtern: Volksseele, Plakatkunst, künstlerische Erziehung usw. enthält. Es klingt ja komisch, wenn ein junger Mensch auf 84 Seiten auseinandersetzt, was die Kunst, der Künstler, das Volk, das Leben usw. nicht sind, und was sie alle nach seiner Auffassung erst wieder werden müssen und nach seinen Anweisungen zum Teil auch werden können. Es kann ja auch Leser geben, die sich beim Lesen solcher Redensarten etwas vorzustellen glauben. Wir gönnen jedem sein Vergnügen und meinen nur unmaßgeblich, ein deutscher Privatdozent sollte nicht „Phydyas“ schreiben, auch wenn er etwa kein Gymnasium durchgemacht hätte.

Chr. B. Nielsen, Architekt und Dozent an der Kunstakademie zu Kopenhagen, hat unter dem Titel: Dürer und sein Verhalten zur Perspektive (dänisch, Kopenhagen, Wilhelm Tryde) eine größere Abhandlung herausgegeben mit Tafeln und Textabbildungen, worin gezeigt wird, wie genau es Dürer auf den betreffenden Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden bis in die Einzelheiten der landschaftlichen Hintergründe mit dem Horizont, dem Verschwindungspunkt usw. genommen hat. Darauf beruht auch mit der Eindruck der Sicherheit, mit der seine Figuren hingestellt erscheinen. Das Buch ist einfach, sehr sachlich und höchst belehrend.

Von Albrecht Dürer handelt zumeist auch ein lange bekanntes Buch von eigentümlicher Schönheit: *Norica*, das sind Nürnbergsche Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts von August Hagen. Der Verfasser wurde vor hundert Jahren geboren, und jetzt erlebt das 1829 zuerst erschienene Büchlein die siebente Auflage (Leipzig, F. F. Weber)! Tiefs Künftlernovellen sind längst vergessen, und keiner wird sie mehr lesen, die *Norica*, die übrigens viel besser sind als irgend eine von ihnen, nicht nur im Inhalt, sondern auch im Tone, sind noch lebensfähig. Die Fiktion der „alten Handschrift,“ die vor fünfzig Jahren den englischen Übersetzer zu einer ernsthaften Widerlegung veranlaßte, wird noch heute auf die Leser wirken. Jakob Heller aus Frankfurt schildert nach den Eindrücken seiner Nürnberger Besuche das Leben Dürers und seiner Freunde, der bekannten Nürnberger Bildhauer. An diese tagebuchartigen Berichte sind Mitteilungen Pirtheimers angeschlossen. Die Darstellung ist so angenehm und zart in der Form, daß es keine bessere erste Einführung in die Geschichte der deutschen Kunst geben kann. Für die sicher zu erwartende achte Auflage müßten allerdings mancherlei offenbare Unrichtigkeiten und einige Druckfehler in den Jahreszahlen beseitigt werden, wofür wir gern das Verzeichnis unsrer Wünsche zur Verfügung stellen.

Auf ein noch wenig behautes Gebiet führt uns eine schöne Publikation des G. A. Seemannschen Verlags in Leipzig. Jeder weiß, wie reich Schleswig-Holstein an Schnitzwerken ist. Brüggemanns Altar in Schleswig ist schon mehrfach wissenschaftlich bearbeitet worden. Hier erhalten wir nun zum erstenmal eine zusammenfassende, lichtvolle Behandlung eines Barockkünstlers aus einer dieser alten Schnitzfamilien, mit neunzehn großen Tafeln in deutlichem Lichtdruck und vielen Textabbildungen: Hans Gudewerdt, ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schleswig-Holsteins von Gustav Brandt. Gudewerdt war selbständiger Meister im väterlichen Geschäft in Eckernförde seit 1634 und starb 1671. Seine Hauptwerke fallen in die Zeit des großen Krieges, der in dem übrigen Deutschland die Kunstthätigkeit meist zum Stehen brachte. Es sind zwei sehr stattliche Schnitzaltäre ohne Bilder in Eckernförde (1640) und Kappeln (1641); viel geringer in der Arbeit sind zwei ähnliche in Preetz (aus Dänischenhagen) und Schönkirchen von 1653 und 1656. Dazu kommen noch die Gel-

tinger Taufe, die Kanzel in Sörup von 1663 und einige kleinere Epitaphe. Alle Arbeiten, außer dem Kappelner Altar, der polychrom gewesen zu sein scheint, zeigten ursprünglich das Eichenholz in seiner Naturfarbe, nur mit etwas Gold. Der Aufbau im Barockstil ist namentlich bei den ersten zwei Altären sehr gelungen, die Behandlung des Ornaments im sogenannten Ohrmuschelstil und der Zierfiguren gewandt; am Schluß geht der Künstler schon in eine Art Rokoko über. Die Figuren sind in freier Skulptur, nur an der Söruper Kanzel auch im Relief gegeben. Das Figürliche ist an den frühern Arbeiten viel besser als später. Der Verfasser vermutet, daß Gudewerdt in Belgien gewesen sei, weil er offenbar unter dem Einfluß von Rubens steht. Dreimal hat er die „Anbetung der Hirten“ nach Vorstermans Stich von 1620, jedesmal mit kleinen Veränderungen gegeben. Der Verfasser hätte, was er Seite 33 und 72 darüber sagt, in einander arbeiten müssen. Er scheint, wie alle, die sich mit den norddeutschen Schnitzwerken beschäftigen, die Erfindung und die Selbständigkeit im Figürlichen zu hoch anzuschlagen. Wozu waren denn die Stiche da, die weitverbreiteten Anweisungen für alles und jedes, wenn sie von diesen kleinen Provinzialmeistern nicht hätten benutzt werden sollen! Wie gering ist selbst Hans Brüggemanns Erfindung, wenn wir nur z. B. an Adam Krafts Sakramenthäuschen denken! Es wird sich ohne Frage das Gemeinsame in den Kompositionen der Schnitzer durch umfangliche Vergleichen immer mehr herausstellen, und es ist nicht zu verlangen, daß ein erster Herausgeber schon solche Fragen erledigt. Er hat genug gethan, wenn er uns durch eine so sorgfältige Beschreibung seiner Denkmäler und durch vollständige Nachrichten über den Meister erfreut. Wir hoffen ihm noch oft auf diesem Felde zu begegnen.

Von der neuen Zeitschrift für angewandte Kunst (München, Bruckmann), über die wir nach Erscheinen des ersten Heftes ausführlich gesprochen haben, liegen weitere — Dezember 1897 bis Januar 1898 — vor uns. Die Ausstattung ist wieder reich und anschaulich und der Text unterrichtend; hier und da dürfte er etwas ruhiger sein, und es könnten die Superlative gespart werden, mit denen der Propaganda nicht genügt wird. Es wird hier zuletzt alles auf das Volk ankommen, aber nicht auf das, für das man heute „Volkskunst“ zu machen pflegt, sondern auf das kaufende, bessere Publikum. Die Erscheinung der neuen Dekoration ist ja der hergebrachten, historischen genau entgegengesetzt. Früher sollte ein Haus äußerlich nach etwas aussehen, was man schön nannte, jetzt sieht es am besten nach gar nichts aus. Gefäße und Geräte, die früher Architekten zu entwerfen pflegten, erfinden jetzt die Maler. Während das historische Ornament eine gewisse Regelmäßigkeit und eine Mitte hat, ist das neue zentrifugal und verkriecht sich in eine Ecke, je zufälliger es da zu sitzen scheint, wie der Schmetterling am Zweig, desto echter, und die Metallbeschläge, die früher das Holzwerk an Thüren oder Deckeln kräftig ge-

packt zu haben und zu halten scheinen sollten, ziehen sich nun in dünnen Spiralen auseinander, wie Spinnenbeine oder Polypenarme. Also saßen wir einmal erst ganz in diesem Stile drin, von dem Hause, das wir bauen, bis zu dem Büchereinbände, den wir in der Hand halten, und dem Nachtleuchter, mit dem wir zu Bette gehen — ja dann! Aber einstweilen nehmen sich die neuen Flicker auf den alten Kleidern noch seltsam genug aus. Wir glauben nicht, daß der neue Stil das Feld gewinnen wird, schon weil er, wenn wir ihn uns allgemein durchgedrungen denken, viel langweiliger, weniger ausdrucksvoll als jeder frühere, wir möchten sagen: rein negativ sein würde. Könnte man nicht auch aus der Vergangenheit etwas lernen? Mit welcher selbstverständlichen, mühelosen Sicherheit nahm der Empirestil Besitz von seinem Reiche! Mit welcher Rücksichtslosigkeit brach der Barockstil ein! Als Bernini das fehlende Kapitell an der Vorhalle des Pantheons nicht nach dem Muster der übrigen, sondern in seinem eignen Stil machte, dachte er sich gewiß kaum etwas dabei, und ebenso selbstverständlich schien es dem Publikum, daß er es that. Diese Stile hatten etwas positives, materielles, was die Massen gefangen nehmen konnte. Hier in dieser neuen Verzierungsweise vermißt man die durchgehenden Kennzeichen, es ist alles zu fein, zu überlegt, und auf die Art entsteht nach unsern bisherigen Erfahrungen kein beherrschender Stil. Die Völker aber, auf die wir uns berufen, und von denen wir die neuen Ornamente genommen haben, hatten nach unsrer abendländischen Auffassung überhaupt in der hohen Kunst keinen selbständigen Stil, sondern nur diese dekorative, stilisirende Formgebung. Indessen das ist ja auch nur Theorie, auf beschränkte Erfahrung gebaut, und jeder neue Tag kann neues bringen. Wir werden dem mit Interesse entgegenkommen.

Ein sehr zeitgemäßes Unternehmen hat die Photographische Gesellschaft in Berlin begonnen mit einer Sammlung von Porträts in großem Format unter dem Titel: Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Vor uns liegen sechs Lieferungen mit zusammen 48 Porträts und 44 Seiten eines kurzen, gut geschriebnen biographischen Textes. Die Porträts sind mit Sachkunde ausgewählt und ganz vortrefflich wiedergegeben. Im ganzen sind 75 Lieferungen vorgesehen, der Preis einer jeden (1 Mark 50 Pfennige) ist lächerlich gering, das Blatt kostet noch nicht 20 Pfennige. Es ist ein wirklicher Genuß, so vielen ausgezeichneten Menschen ins Angesicht sehen zu können und sich dabei an ihre Lebensarbeit zu erinnern. Dem glücklichen Anfange wird der Erfolg nicht fehlen, und diese ersten Lieferungen sind ausgezeichnet.

Und nun kommt noch zum Schluß der Humor in der Kunst: Stalienne Landschaftsbilder von Emil Roland (Emmi Lewald), Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. So etwas kriegt man nicht leicht wieder zu lesen. Wir geben aufs Geratewohl einige Proben, etwa für Meyer und Bädeler, ihre trockne Reisetopographie zu garniren. „Vanucci . . . es

ist der Name Peruginos, des größten Sohnes der Stadt (war aber leider aus Città della Pieve). Wenige Schritte den Corso hinauf schatten zierliche Fensterreihen sich auf dem Pflaster ab (wie machen sie das?), die Fenster der alten Handelskammer sind es, des Collegio del Cambio, in das Peruginos seine besten Bilder gemalt hat, leicht hinschreitende Gestalten aus römischen Sagen und heiligen Legenden (sind bekanntlich scheußlich!). Die Kunst hat der Stadt Peruginos jenen Stempel aufgedrückt, der wie ein Magnet die Pilger Italiens in die stillen Berge Umbriens hineinzieht" (ein unheimlicher Stempel!). Ein neues Bild. „Zur Nachtzeit treten wir durch das Thor von Assisi. Wahrhaftig, Städte wie diese sollte man zum erstenmale nur bei Nacht betreten, um die Feierlichkeit ihrer erhabnen Größe voll wie einen köstlichen Trank zu genießen.“ Fräulein hat also die bedenkliche Angewöhnung, nächtlicher Weile zu trinken? „Assisi, das Bethlehem des Mittelalters“ ist auch gut. Und weiter pilgert ins Thal der Egeria „der römische Fremdling von heute, wenn er wandern will auf den Spuren des Numa Pompilius.“ Er läßt sich auch von den Juvenalerklärern nicht rauben „den Glauben, daß er wirklich gewandert ist hier, wo Numa vordem sich traf mit der nächtlichen Freundin, und die Erinnerungen, die ihm heilig waren als Knabe.“ Sedenfalls ein recht bedenklicher Knabe! Neu sind ferner die Quellen, die bei Arricia „zum Nemisee herabschluchzen,“ neu die „Frauen Palestrinas mit den wilden Parzengesichtern,“ sollte es vielleicht „milden“ heißen? Doch nein, es folgt „und dem schwarzen Furienhaar.“ Die armen Weiber, daß sie nicht wenigstens blond sind. Was können sie dafür, daß das Fräulein diese leicht erregbare Phantasie hat! „Ein Schweizer in jener malerischen Tracht, die unwillkürlich an Rütli gemahnt, an Wilhelm Tell und tiefgrüne Fluten der Alpenseen, öffnet uns das hohe Gitter.“ Nämlich des Vatikans, wir ziehen es aber vor, nicht weiter mitzugehen. Und der Leser wird auch genug daran haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der ambulante Gerichtsstand der Presse. Der Herausgeber der Zukunft, Maximilian Harden, hatte in einer der letzten Nummern seiner Wochenschrift einen Artikel über König Otto von Bayern veröffentlicht. In diesem Aufsatz wurde der geistigen Unmacht des verstorbenen Königs Ludwig II. gedacht, die Lebensweise des geisteskranken Königs Otto geschildert und dieser mit dem geistesumnachteten Philosophen Nietzsche verglichen. Dabei wurde ausdrücklich betont, daß die monarchischen Gesinnungen in Deutschland seit dem Jahre 1848 eine